

erblicen kommen dürfen. Aber bei dir weiß ich, wie es gemeint ist. Ueber deine Beilegung an meinen Plänen nachher; vorherhand mich ein mal die Adoptionsfrage erwägen. Ich bin der letzte Preyningst und habe keine Menschen Rechenhaft abzulegen über das, was ich tue. Ich bin auch an keine Klüften gebunden. Trotzdem möchte ich dich um eine kurze Beantwortung bitten. Doch man bei mir dabei ein Atreie über das Adoptivkinderehen zuzeln und zuzeln wird, ist klar. Das aber könnte deine Braut von vornherein in ein schlechtes Licht bringen. Nun habe ich freilich Tante Te im Hause, den Augenbengel mit dem flammenden Schwerte, und vor ihr haben auch die größten Vätermänner geschrien. Es ist nur die Frage, wie Tante Te die Schläge aufnehmen und ob sie unter den veränderten Familienverhältnissen bei mir aushalten wird. Und gerade das erachte ich für eine Notwendigkeit. Also, wie gesagt, Beitho, ich bitte um Velerzeugnisse. Es ist immerhin eine Angelegenheit, die sich nicht im Handumdrehen abmachen läßt.

"Natürlich nicht..." Brothusen neigte zustimmend den Kopf. "Ich bin dir schon aufrichtig dankbar dafür, daß du nicht ohne weiteres ablehnst."

"Weßhalb sollte ich das tun? Eine Liebe ist der andern wert — außerdem weiß ich, daß es sich nicht um unsaubere Verhältnisse handelt, sondern um einen erdlichen Freundschaftsbund. Uebri gens müssen wir Verwandte Anita schließlich doch auch noch haben. Hat sie keine Verwandte, die gegen die Adoption protestieren könnten?"

"Ein solcher Protest würde geöhlich ausgeschlossen sein, da sie Witwe ist, und ich als Vormund die Einwilligung zu geben habe. Von ihren näheren Verwandten lebt zudem nur noch eine uralte Tante, eine Schwester ihres Großvaters mittlerer Seite. Welle ich ist es dir recht, wenn wir Akt morgen einmal besuchen. Du brauchst dich deshalb noch nicht zu binden."

"Ist mir durchaus recht."

"Und nun eine letzte Bitte. Daß uns noch ein Glas Pommerie trinken. Ich habe das Bedürfnis, mit dir auf die Zukunft anzusehen — auf deine und meine. Und dann wollen wir über das Geschäftliche sprechen: über unsre gemeinsame Arbeit in Preyningshof."

"Eingverstanden," entgegnete Preyningst und drückte auf die elektrische Glocke, um den Kellner herbeizurufen.

Auch an diesem Abend fand Preyningst seinen geunden Schlaf nicht gleich. Die seltsame Adoptionsgeschichte strich ihm durch den Kopf. Es kam ihm immer noch sehr kurios vor und war dabei ernsthaft genug. Preyningst wußte, daß bereit Adoptionen im Adel keineswegs zu den Seltenheiten gehören. Es lassen sich sogar sogenannte uradliche Geschlechter nachweisen, die ihre Fortsetzung in adulleren bürgerlichem Blute gefunden haben. Bei den Freiherren von Helmmann in Ober-Gittersdorf war es beispielsweise so gewesen. Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war die Familie bis auf einen nährlichen alten Junggeheuen ausgestorben. Und der nahm eines Tages den einzigen Sohn einer an einen reichen Fabrikanten verheiratet gewesenen Cousine an Kindesstatt an und gab ihm seinen Namen. Eine königliche Kabinetsorder gestattete die Namensnahme. Der Junge hatte Woff heidekamm geheißen und wurde der Stammvater der neuen Freiherren von Helmmann; er war der Ahn des kürzlich verstorbenen Ober-Gittersdorfers.

Es läßt sich alles machen. Preyningst entsann sich einer Anekdote, die er einmal in einer Zeitung gefunden hatte: "Beramter Edelmann mit holländischem Namen wünscht reichen jungen Bürgerlichen zu adoptieren." "Puff! Teufel, war das elchhaft! Und dabei sahste Preyningst unwillkürlich, daß doch auch für ihn das Anerbieten Brothusens, sich mit einer großen Summe an der Umwandlung von Preyningshof zu beteiligen, eine feste Ladung gewesen war."

Das regte ihn auf. Er war ein Abenteuer geworden, aber kein Schuft. Ob die Leute ihm nachsagten, es verträge sich nicht mit seiner Freiherrenzone, daß er für Ventemann & Sohn den Tierfang besorgte, darauf pfiff er. Er hätte auch mit Streichhölzern gehandelt, wenn er sich nicht anders

hätte sein Geld verdienen können. Aber in der Anständigkeit lehrer Gewinnung wollte er vor sich selbst bestehen. Brothusen war zu ehrlich gewesen. Und diese Offenherzigkeit wurde nun um Stachel. Allerdings: er hatte sich bereit, hinzuzufügen, daß er die Adoption nicht zur Bedingung für die Bergabe seiner Kapitalien mache. Aber Will empfand sehr wohl, daß Brothusen in der erbetenen "Gegenseitigkeit" doch so eine Art Verpflichtung sah.

Ja, das sahste er, und das war ein Punkt, den zu überwinden ihm schwer fiel. Er hörte schon, wie man von seinem "Adoptionsgeschäft" sprach. Es war ein Glück, daß er immer als Kaufbold und guter Schläge gegolten hatte. Seit er sich mit den drei Brüdern Finken hintereinander duelliert und dem einen den rechten Ohrlöffel, dem zweiten den linken und dem dritten wieder den rechten abgeschossen hatte, ließ man ihn in Frieden. Das war ihm das Beste. Als Vierziger hatte er auf seine Art mit dem Leben abgekommen. Beim Regiment hatte er es glücklich bis zum Rittmeister gebracht. Dann war der Stach mit dem Kommandeur gekommen, der fast zu Tüchtleiten geführt hatte; dann eine sde Zeit des Hanges und Bangens auf Preyningshof, dann der große Einschnitt in seinem Leben: seine unglückliche Liebe zu Dipehline Arkeniew. Und dann die Jahre der Abenteuer. Wenn er Rücksicht hielt, so sah er mit grimmigem Lächeln ein: es war kein geordnetes Da sein gewesen, mehr das Leben eines rastlosen Vagabunden, dem man in vergangenen Zeitaltern vielleicht den Ehrenstitel eines Konquistadore gegeben hätte. Ständesrüchsten und sorgliche Beachtung des Herkommens, Respekt vor ererbten Ehrentiteln und vor dem Alterschutz seines alten Namens: das hatte er längst über Bord geworfen. Aber eins war geblieben und ließ fest im Herzen des alten Mehlwählers: die heilige Scheu vor dem Unehrenhaften. So lebte etwas in ihm, was ihm die Gegenseitigkeit, die sich Graf Brothusen erbeten hatte, wie einen häßlichen Schader erscheinen ließ.

Der Verstand sträubte sich freilich dagegen. Es war kein Handel, auf den er sich einließ; es war in der Tat nur ein Freundschaftsbund. Selbst sein Name kam nicht in Gefahr. Der Mannesstamm starb mit ihm aus; der Name erlosch mit seinem Tode. Anita Ventemann war vielleicht ein Jahr lang Anita Frein von Preyningst; dann wurde sie Gräfin Brothusen.

Preyningst begriff vollkommen, daß Brothusen viel daran liegen mußte, einen Freund für die Adoption zu gewinnen, keinen Mißfreund. In seiner Stellung hatte er darauf zu achten, daß niemand Gelegenheit fand, sich in seine persönlichen Angelegenheiten zu mischen. Es war für ihn um möglich, sich den Adel für seine zukünftige Gattin zu "kaufen".

Es war übrigens auch nicht zu leugnen, daß er mit verhältnismäßigem Interesse auf die Pläne und Absichten Preyningsts eingi g. Will hatte ihm in inappen Zügen seine Zerstörung auseinandergesetzt. Er kannte Ascania nova, das riesige Steppengut der Brüder Falz-Fein in Turanien, wo nicht nur Küder, Schafe und Pferde, sondern auch zahlreich exotische Tiere Sommer und Winter im Fre-en leben, und es schwabte ihm vor, aus seinem märchlichen Sandnest ein ähnliches Tierparadies zu schaffen: natürlich in weit beschiedenerem Maßstabe und unter geöhlicher Anpassung an die örtlichen Verhältnisse. Aus Preyningshof mit seinem dürftigen Boden ließ sich landwirtschaftlich auch bei intensiver Ausnutzung aller agrarischen Hilfsmittel doch nichts Geöhliches machen. Aber zu einem nach Grundfragen praktischer Zoologie ein gerichteten Tierpark sahste die Eigenart seiner Lage vortrefflich. Der verstorbene Ventemann hatte aus einem ungünstigen Terrain einen wahrhaften Lustort für seine Tiere geschaffen. Das sollte Preyningstshof nun freilich nicht werden; keine Schaustätte, für die sich nicht einmal das nödtigste Publikum gefunden haben würde, sondern nur ein wödienlicher Aufenthalt für die Tiere, mit denen Preyningst Zucht und Handel treiben wollte. Denn das war ihm klar geworden: ertreiben ließ sich allein etwas durch den Handel. Er wollte also ein Konkurrent von Ventemann & Sohn werden: talchlich "Tierhändler", wie der Adel der Nachbarschaft ihn bereits getauft hatte. Er wollte eine Arbeit haben, der er sich mit voller Passion widmen konnte. —

(Fortsetzung folgt.)

Hans und Liese liebten sich.

Von Grete von Urbankitz.

Sie gingen Hand in Hand durch einen Frühling, dessen Knospen dem Aufbrechen entgegen besten. Auf den Wiesen standen weiße, keine Krokusblümpchen und saßen aus tiefen, buchtigen Blumenauen zu ihnen auf. In den Zweigen der Obstbäume lodten junge Weisen. Den Bach entlang hupste ein schlankes, braunes Weisel und funkelte mit dunklen, räuberischen Augen.

Hans und Liese liebten sich. Sie sahen den weihgoldenen Wolken zu, die vom Zengwinde gepeitscht durch das Blaue jagten. Sie beugten sich zu den sonnengelben Primeln und atmeten den Duft der Erde. Sie blieben sich stehen und wagten nicht zu atmen, wenn ein Ruch, vorzüglich, Wust in jeder Bewegung am Waldraße äste.

Der Wald war ihr schweizer Freund. Sie schritten auf einsamen Waldwegen in grüngoldene Dämmerung. Alle Fragen in ihnen wurden stille und erlöst. Die roten Spigen an den Tannennädeln raunte trunkte Worte zu dem taunfeindlichen Wose hinab. Wild sangen die Vögel und lodten sie immer weiter.

Hans und Liese liebten sich. Mit jedem Tage wurde der Frühling reicher und freude verheißender zur Erfüllung. Der Jenseigruß schmeckte zur Nacht in ihre einsamen Kammern. Wegen rauschte. Gewissenhaft ragten die Wolfenmaße am Blauhimmel. Wenn die Wolken hier und dort aufstiegen, zitterten Sterne herüber.

Hans und Liese blühten mit dem Frühling. Sie gingen durch weihgoldenen Aie. Junge Vögel fliegen hell-jubelnd in die dunkelblaue Luft.

Hans und Liese liebten sich. Sie atmeten in den Laubwäldern, wo das Licht auf jungen, feuchten Blättern tanzte, mit den Wadenblättern in gleichem Hershlag. Wenn sie aus dem Waide traten, blendete sie das weiße Feuer des Himmels. Auf allen Wiesen standen weiße Sternblumen. Die Obstbäume loderten in heiliger Schönheit, weiße Blüten fielen von ihnen zur grünen Erde wie weiße Regen.

Hans und Liese liebten sich. Sie standen unter einem blühenden Kirschbaum. Ihr Blut erlosch über den weiden Auf der Zauber, der aus den Wäldern drang. Ein königliches Gewitter stand im Westen und sandte erste Sturmfluten über den Himmel. Hans und Liese lächelten sich. Sie lächelten sich immer wieder. Sie sagten Du zu den Millionen weihen Blüten um sie her, sie sagten Du zu dem berausenden Grün des Laubes, zu den sternendüsteren Wiesen, zu dem weiden Singen der Vögel, sie sagten Du zu ihrem Herzog, der aus leuchtend blauen Augen zu ihnen herabsah.

Hans und Liese liebten sich. Das Herz der Erde schlug in gleichem Takte mit ihrem einen Frühling lang. Einen Frühling lang war ihnen alles Sein und Werden ver-schwiegen.

Dann, — als die ersten roten Waldberdoreen erglöh-ten, als die Wiesen noch schimmerender standen, die Kornfelder meergrün moigten und alles vergangene Wäßen in seinen tiefen, heiligen Sinn hineinwusch, da mügten Hans und Liese ihr Brudertum zu den Wäumen, Blumen und Tieren vergeßen lernen. Und sie vergaßen es nach dem ersten überdorenden Weh, denn sie waren nicht Blumen, Vögel oder Wäume, — sie waren viel mehr, sie waren kluge Menschen.

Hans und Liese sind längst klug geworden. Sie erinnern sich kaum mehr aneinander. Beide haben sie irgendeine gelebt, beide haben sie sich irgendeine ein Heim geschaffen, in dem sie beheimatet sind, denn ihr Blut dieß jenem Frühling versteinert, wenn sie es auch nicht mehr wissen.

Hans geht manchmal mit einem Weibe, das ihm seine Menschenklugheit gezeit, und den Kindern, das es ihm geboren, durch den Frühling. Auch Liese wandert manchmal mit dem von ihren Eltern ihr erwählten Manne und den Kindern hinaus in einen Frühling.

Aber beide, Hans und Liese, wissen keinen Weg mehr zu Wäumen und Tieren. Irgegendwie ist da ein Band zer-schitten. Sie sprechen kluge Menschenworte von schöner Aus-sicht, nützlichen und unnützlichen Tieren und Pflanzen. Sie streiten mit ihren Kindern und ihren Vätern. Sie sind in Grunde froh, wenn sie wieder daselbst sind im Alltags-gelapper ihres Lebens.

Diese Geschäfte trägt sich in jedem Jahre unendliche tausend Male zu. Sie ist so alltäglich, daß die Leser es ihren Dichtern verbotten haben, darüber zu schreiben. Und doch wird auf dieser Erde das reine Brudertum

von Mensch, Baum und Tier errichtet werden und Aie im Menschenherzen einziehen, bis diese Geschäfte nicht mehr alltäglich sein wird.

Langfinger in Badeorten.

Wie am Strand gehöhnt wird.

Seit Menschengedenken hat die Ehrlichkeit nicht so viel zu wünschen übrig gelassen wie in diesen Zeiten, in denen die maßlose Zerrung die Tätigkeit der Diebeskunst außer-ordentlich gesteigert und gemindert gemacht hat. Würde schon früher besonders in Badeorten und Sommerorten wo die Fremden es manchmal an der nötigen Aufmerksamkeit fehlen lassen, viel gehöhnt, so haben die Diebstähle an solchen Orten gegenwärtig einen erschreckenden Umfang angenommen. Die großen Zugewäbder, wie die elegante Welt zusammenströmte, bilden ja auch das ergiebigste Tätigkeitsfeld für Glühkriter aller Art, die bei der Sorglosigkeit der vernünftigschäftigen Menschheit hier gewöhnlich reiche Beute machen. Ein besonderes beliebtes Feld für Diebe sind die großen Seebäder, wo sie in den Badeorten und Baderarten mit Leichtglut alles finden, was ihr Herz begehrt: Brillen, Uhren, Schmuckstücke und andere Wertgegenstände, die einen Dieb wohl loden können. Aus seiner reichen Erfahrung weiß darüber ein englischer Detektiv, der mit der Bewachung eines großen Baderorts an der englischen Südküste betraut war, interessant zu erzählen.

"Stellen Sie sich," so berichtet er, "das Leben an einem solchen Baderort an einem schönen Sommertage vor: Am Strande sind Unmengen von Badegelassen aufgeschlagen, und draußen im Wasser stehen unzählige Badelarren. Die meisten dieser Jelte und Karren sind von ihrem zufälligen Inhabern verlassen, da sie entweder im Wasser schwimmen oder am Strande liegen und sich können. Kleider und Wertgegenstände haben sie in Jelten und Karren zurückgelassen. Die Art, wie die Diebe zu Werke gehen, ist nun höchst verschieden. Oft sind sie selbst unter den Badenden. Sie plündern, wie die anderen Gäste im Wasser umher, und da man gewöhnlich keinen Verdacht gegen sie hegt, so richten sie ihre Aufmerksamkeit ununterbrochen auf die Badelarren, wenn sie die Gelegenheit günstig finden, schleichen sie sich in einen Karren und legen sich in den Weis der Gegenstände, die sie finden. Sie haben viel Zeit dafür, denn die Bewachung ist bei der Menge der Karren keineswegs ausreichend. Eigentlich ist es nur der Inhaber selbst, vor dem sich der Dieb in Acht nehmen muß. Aber natürlich arbeitet er so, daß er seinen Besuch abstattet, wenn der Inhaber kennt, beim Anblitz des fremden Mannes Alarm schlagen, so entsündigt sich der Dieb mit einem Jertum.

Eine andere Methode besteht darin, daß der Dieb ein Boot mietet und im Baderanzug am Strande zwischen den Karren umherdrückt. Es ist dann leicht für ihn, wenn er einen leeren Karren sieht, hineinzufestern und die Taschen seines Baderanzugs mit allem zu füllen, wofür er Verwendung zu haben glaubt. Dann springt er wieder ins Wasser, rittert ins Boot und ist schon weit fort, wenn der Beobachtere zurückgeht und den Diebstahl entdeckt. Manchemal arbeiten zwei Diebe bei dieser Methode zusammen. Der eine Dieb ist im Boot, während der andere den Baderarren besucht und seinem Helfer im Boot die Wertgegenstände hin-unterschiebt. Dieser rudert dann logisch fort, während der andere wieder ins Wasser springt und umherstreift, als wäre er nichts geschähen sei. Die Gefahr der Entdeckung ist bei dieser Methode natürlich geringer, als wenn der Dieb allein arbeitet. Sollte man gleichwohl Verdacht gegen den schwimmenden Dieb fassen, so kann man ihm doch nichts benehnen. Daß ein allein arbeitender Dieb stets in Gefahr ist, beweist folgendes Beispiel: Ein Baderarr, der mit einem Boot umherdrückte, hatte eine Anzahl Baderarren besucht und eine Beute von insgesamt etwa 20000 Mark gesammelt. Schwimmen näherte er sich dem Boot, aber gerade als er hineinkletterte wollte, bekam er einen Krampfanfall und wäre fast ertrunken. Hineinschwimmende Baderarren retteten ihn, aber als ihn die Strandwache in Behandlung nahm, fand man in seinen Taschen das Diebesgut.

Nicht immer jedoch sind die Badergäste dem Bestohlenen von der Seeferse ausgesetzt; auch von der Land-seite droht ihnen Gefahr. So bemerkte man in einem englischen Baderort einen älteren Herrn, der mit einem kleinen Aussehen, anscheinend seinem Sohne, am Strande

